

Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde
Herausgeber: F. Pieth
Band: - (1950)
Heft: 8

Artikel: Im Wandel der Zeit : kulturhistorische Skizze aus dem Oberhalbstein
Autor: Sonder, P.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-397456>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 25.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

haben ihren Besitz mit den Jahren verkauft und sind vom Hof weggezogen.

Der Hof Batänien wird heute nur im Sommer und Herbst beim Heuen und Emden bewohnt. Im Herbst und Vorwinter bleibt der Bauer mit seinem Vieh droben, bis das Heu verfüttert ist. Zu Tale kommt er während dieser Zeit nur, wenn er Lebensmittel braucht oder Familienangelegenheiten ihn rufen.

Zum Schlusse meines bescheidenen Beitrages zur Geschichte der Walsersiedlung Batänien möchte ich nicht unterlassen, allen Naturfreunden zu empfehlen, eine Tour hinauf zu dem schöngelegenen Hof Batänien und seiner Umgebung auszuführen, es wird ihn nicht gereuen. Namentlich im Sommer, wenn droben alles im schönsten Wachstum ist, oder im Herbst, wenn Buchen, Birken und Lärchen mit ihren wunderbaren Farben wetteifern, ist ein Gang dort hinauf eine Erquickung für Geist und Gemüt.

Im Wandel der Zeit

Kulturhistorische Skizze aus dem Oberhalbstein

Von Dr. P. Sonder, Salouf

Wenn man im vorgerückten Alter einen Blick nach rückwärts wirft, und Ereignisse, die man selbst miterlebt hat, oder von denen man erzählen hörte, wieder am geistigen Auge vorbeiziehen läßt, so beschleicht einen manchmal ein Gefühl der Wehmut, da man sieht, wie die Zeit und der Zeitablauf auf die Geschehnisse einwirken und gar oft durch Menschenhand mühsam errichtete Gebilde, — wie mit einem Hauch —, zum Verschwinden bringen.

Das Oberhalbstein war von jeher in der Hauptsache ein auf dem Sektor der Landwirtschaft tätiges Hochtal, und so ist es eigentlich, — genau besehen —, bis auf den heutigen Tag geblieben. Aber trotzdem kann man schon in frühester Zeit an verschiedenen Orten Ansätze von begonnenen Industrien feststellen. Bei Tinizong, genau am Orte, wo das neue Maschinenhaus des Kraftwerkes Marmorera zu stehen kommen wird, sind heute noch die Mauerüberreste einer Mangangießerei sichtbar. In mühsamer Arbeit wurden die Manganerze hoch oben in der «Vall d'Err» gegraben und in ebenso mühsamer Arbeit zu Tale befördert und in der dortigen Gießerei verarbeitet. Wie lange diese Industrie bestanden hat, können wir nicht sagen, heute legen nur mehr einige in die Luft ragende kahle

Mauern Zeugnis ab von einer einmal bestandenen besseren Zeit. Die Manganerze als solche wurden aber auch später, einmal während des Weltkrieges 1914—1918, und auch während des zweiten Weltkrieges 1939—1945 gegraben, aber nicht mehr hier verarbeitet, sondern an die von Roll'schen Eisenwerke nach Delsberg geliefert. Mit Friedensschluß wurde auch diese Tätigkeit eingestellt, — für immer?

Wir wissen, daß im Oberhalbstein früher der Ackerbau extensiver betrieben wurde als heute. Dies bedingte auch die Existenz der notwendigen Mühlen, wo man das Getreide an Ort und Stelle mahlen lassen konnte. Eine Mühle bot an und für sich schon eine angenehme Augenweide und präsentierte sich dem Auge als ein schönes Stück Landpoesie, große, moosbewachsene oberschlächtige Wasserräder, die täglich in unendlichen Schwingungen sich um die eigene Achse drehten, und neben dem Geräusche des plätschernden Wassers das monotone Geklapper der denkbar einfachsten innern Einrichtung der Mühle.

Ein in Paris lebender Bürger aus Riom, dem das weltliche Glück in sehr reichem Maße zuteil wurde, der seine irdischen Güter aber gar nicht in egoistischer Weise verwendete, sondern auf verschiedenen Sektoren des Lebens unserer Gebirgsbevölkerung unter Aufwendung großer eigener Mittel bahnbrechend voranging, baute auch — nur zum Wohle seiner Mitbürger — an der «Julia» drunten eine Mühle, die während vielen Jahren in Betrieb war, und auf welcher, unseres Wissens, immer derselbe Pächter tätig war. Im Laufe der Jahre zeigte es sich aber, daß der Bergdruck größer war als die Widerstandskraft des Gebäudes, Mauerrisse traten auf, alles geriet aus dem Senkel, und schlußendlich mußte das Gebäude — wollte man einen Einsturz vermeiden — abgerissen werden. Auch an dieser Stätte sind heute nur mehr einige Mauerreste sichtbar, und wenn der späte Wanderer abends hier vorbeigeht, ertönt das Geräusch des plätschernden Wassers und das Geklapper der Mühle nur mehr in der Erinnerung — eine verirrte Nachteule läßt aber hie und da vom Gemäuer herunter ihr unheimliches Gekrächze vernehmen.

Noch an einem anderen Orte hatte sich schon am Anfang des 19. Jahrhunderts — um das Jahr 1820 herum — eine Eisenindustrie angesetzt, zu vorderst im Tale der Julia, tief unten im Tobel bei «Crap-Sés». Martin Versell aus Bludenz war der Gründer dieser Industrie, und die Tradition erzählt, daß die Eisenerze aus der Vall Nandro, aus der Gegend des Piz Curvér, und von anderen Orten hierher zur Verarbeitung geführt wurden. Wenige Jahre nach der Inbetriebsetzung seien die Gebäulichkeiten, mit Ausnahme des Wohnhauses und einer Waffenschmiede, abgebrannt. Die Waffenschmiede war aber bis vor ungefähr 30 Jahren in Betrieb, heute noch ist manches Werkzeug mit dem Fabrikationsstempel des letzten Inhabers im Gebrauch. Mit dem Momente des Baues des Juliawerkes ver-

schwanden ziemlich alle Wahrzeichen dieser ehemaligen Industrie, heute sind nur mehr Mauerreste eines Hochofens sichtbar, auch hier nur Ruinen.

Wir sehen also, daß die Zeit nicht nur aufbauende, sondern auch abreisende Arbeit verrichtet.

Das Oberhalbstein hatte seit vielen Jahrzehnten Beziehungen wirtschaftlicher Natur zum an Graubünden grenzenden Italien, — wenn diese auch nicht gerade weltbewegender Natur waren. Damit kann vielleicht auch die Tatsache erklärt werden, daß heute noch jeder Oberhalbsteiner mehr oder weniger Italienisch spricht. Wir erinnern uns noch sehr gut aus unserer Primarschulzeit, daß die Hausierer aus dem benachbarten Veltlin und Chiavenna fast das ganze Jahr unsere Dörfer besuchten. In ihrer aus Weideruten geflochtenen «Kräze» trugen sie ihre Waren von Ort zu Ort, Reis, gedörrte Kastanien, Reisbesen und Viehstricke. Wohl überall fanden sie Abnehmer der Waren in kleinen Quantitäten, und die gutmütigen Italiener, meistens alte Männer, gaben sich damit zufrieden. Heute ist dieses Idyll aus unseren Dörfern vollständig verschwunden.

Von Zeit zu Zeit tauchte auch der fahrende Scherenschleifer auf. Nachdem er im Dorfe seinen Standort ausgesucht hatte, klopfte er überall an mit dem vertrauten Rufe: «L'è chi'l mulèt.» Auch dieser bekam manches Stück Kleinwerkzeug zum Schleifen und schlug sich so durch. — Nach vielen Jahren sahen wir kürzlich wiederum einen solchen Typ, der, seinen Einräder vor sich hinstoßend, von Dorf zu Dorf wanderte. Wir sagten ihm, er sollte jetzt sein Vehikel motorisieren. Der gute Mann sah uns mit großen Augen an und erwiderte dann, indem er einen großen Seufzer von sich gab: «Ma adess per motorisarlo, sono trop vetg.» Und gesenkten Hauptes ging er seines Weges.

Sehr zahlreich waren von jeher die jungen Burschen aus Italien, die als Hirten zu uns kamen. Wir wissen zu berichten, daß diese in früheren Jahrzehnten die weite Reise von Italien hierher zu Fuß zurücklegten, und zu Fuß erfolgte im Herbst auch die Heimreise. Unsere Buben bewunderten jeweils die schönen Hirtenstöcke aus Kastanienholz, die die jungen Italiener mitbrachten, und waren um dieselben sehr neidisch, denn sie mußten sich mit weniger schönen Stöcken aus Haselstauden begnügen. Und die italienischen Hirten kommen heute noch, jedes Jahr immer wieder, sie sind zuverlässige und treue Angestellte. Auf diesem Sektor hat sich also im Laufe der Zeit nichts verändert, — nur etwas ist nicht gleich geblieben — rudelweise rücken die jungen Leute im Frühling per Auto an, und kehren im Herbst ebenso wieder in ihre Heimat zurück. Bei einer Unterredung meinte kürzlich ein 18jähriger Bursche: «I emigranti sono poveri diavoli, sono sempre in giro.» Dieser junge Mann hat unbewußt eine große Wahrheit ausgesprochen, ja gewiß das Los der Auswanderer

ist kein schönes, — aber jedermann muß sich dorthin begeben, wo sich ihm Arbeitsgelegenheit bietet, das war immer so und wird immer so bleiben.

Ein geflügeltes Wort in der Mundart unseres Volkes ist immer noch der Ausspruch: «Die gute alte Zeit!» — Man weiß nicht recht, was darunter eigentlich verstanden ist, ob man damit die Güte der früheren Generationen meint, ob man damit die bessere Lebensweise von früher wahr haben möchte, ob man darunter das frühere ruhigere Leben, fern von jeder Hast, — versteht, — aber sei dem wie es wolle, etwas ist wahr, zu alten Zeiten lebte das Landvolk zweifelsohne auf allen Sektoren des Lebens glücklicher als heute, — trotzdem es früher — wie heute übrigens auch — sich in seiner Lebensweise Entsagungen ohne Ende auferlegen mußte. Auf alle Fälle waren die früheren Verhältnisse mit Bezug auf das Verkehrswesen sehr schwierige, und gewiß kein Mensch möchte diesbezüglich den früheren Zustand zurückwünschen.

Unsere gute alte Großmutter erinnerte sich noch an die Zeiten vor dem Baue der Schynstraße. Die Gegenden «ob dem Schyn» hatten Verbindung mit Thuisis und mit dem Domleschg nur auf gefährlichen Pfaden, das Oberhalbstein inklusive Mons und Stürvis, über Mutten und hinunter nach Hohenrätien und weiter nach Thuisis. Es gab gar keine andere Möglichkeit, und das wirtschaftliche Leben von damals führte die Leute notgedrungen auf diesem Pfad, hin und zurück, und daß diese Wanderung eine strenge Tagesleistung darstellte, kann jedermann ermessen, der einigermaßen die bezüglichen geographischen Verhältnisse kennt.

Wohl schon anfangs des verflommenen Jahrhunderts wurde die Kommerzialstraße über die Lenzerheide nach Chur gebaut, und alte Männer, die wir gekannt haben, und die schon vor vielen Jahren zur großen Armee abberufen worden sind, erzählten uns zu wiederholten Malen, daß sie während der Kantonsschulzeit die Reise vom Oberhalbstein und aus dem Albulatale nach Chur zu Fuß zurücklegten, und bei Schulschluß oder bei den Ferien, nahmen sie wiederum, notgedrungen, den Weg unter die Füße und wanderten auf Schusters Rappen heimwärts. Die Leute aus dem Gebiet des Oberhalbsteins und der Albula kannten überhaupt für die Reise nach der Hauptstadt nichts anderes, denn die Kosten für die Benützung der damaligen Pferdepost standen in keinem Verhältnis zum mageren Geldbeutel unserer Gebirgsbevölkerung.

Ein biederer Bauersmann aus dem Oberhalbstein hatte einmal gegen seine Heimatgemeinde einen Rekurs betreffend Weidgang der Ziegen angestrengt, und hatte mit der Führung dieser Angelegenheit einen Anwalt aus Chur betraut. Zur Instruktion des Falles, und später zu weiteren Besprechungen, mußte er sich einige Male nach Chur begeben. Am Abend beim Zunachten machte er sich auf den Weg,

in der Hand einen respektablen Spazierstock, und in seiner über die Schultern gehängten Reisetasche hatte er seine Verpflegung versorgt. Am frühen Morgen kam er in Chur an, hatte die Besprechungen mit seinem Anwalt und machte sich nachher bald auf den Weg heimwärts. Um Mitternacht war er wieder daheim. — Dieser Mann erzählte, er habe auf der Hinreise in Churwalden jeweils ein Gläschen Schnaps getrunken, und auf der Heimreise tat er desgleichen. Das Gläschen Schnaps kostete damals 5 Rappen. So reiste der biedere Mann vom Gebirge nach Chur und zurück und verausgabte dabei 10 Rappen.

Der Bau der Rhätischen Bahn brachte dann für die Gegenden am Trassé einen gewaltigen Aufschwung, während das abgefahrene Oberhalbstein um ein Jahrhundert zurückversetzt wurde. Der Verkehr bestand in einem 4plätzigem Pferdepöstli, das zweimal im Tage nach jeder Richtung verkehrte. Die Benützung der Post kam für die einheimische Bevölkerung kaum in Frage, man fußte weiter, — allerdings war die Reise bis zum nächsten Bahnhof kürzer — als früher bis Chur.

Und heute freuen wir uns über eine gute Postautobeförderung, und es mag noch erwähnt werden, daß der Fahrpreis der Post nach Chur und zurück ein Stück billiger ist als die Bahn.

Die Verhältnisse in unseren Bergbauernbetrieben brachten es von jeher mit sich, daß jeder Fleck noch irgendwie kulturfähiger Boden zur Bewirtschaftung herangezogen werden mußte, und auf dieser Grundlage wickelt sich heute noch der Betrieb des Bergbauers ab. Dementsprechend liegen die Güterparzellen weit auseinander, sie bestehen aus Heimgütern, Maiensässen und Bergwiesen, die, der Meereshöhe entsprechend, auch zu verschiedenen Zeiten geerntet werden.

In den Maiensässen, die auf einer Höhe bis zu 1800 m ü. M. liegen, kann der Schnitt nicht vor dem 20. bis 25. Juli begonnen werden. Ist die Ernte dort beendet, gehts hinauf zu den sogenannten Bergwiesen, die sich mitunter bis zu einer Höhe von 2500 m ü. M. ausdehnen. Diese werden nur jedes zweite Jahr gemäht, mitunter auch nur jedes dritte oder vierte Jahr. Kurz an Wuchs aber sehr dicht, meistens zäh und hart im Schnitt, ist dieses Heu aber ein ausgezeichnetes Futter, und eignet sich speziell gut für die Mast. Die Bergwiesen selber präsentieren sich dem Auge als düster und unschön, vielfach auf großen Flächen überwuchert von Wachholdersträuchen, steinig, mitunter sehr steile Halden, und meistens auch verunstaltet durch Maulwurfhaufen, — welcher Umstand ein weiteres großes Hindernis für das Mähen bildet. Aber trotz allem ist die Arbeit hoch oben in den Bergen ein schönes Stück unverfälschter Landpoesie.

Die Transportverhältnisse waren von jeher sehr primitive und schwierige. Angespannt am Heuschlitten mit Holzkufen bewegte sich das Zugtier mühsam den Hang hinauf, schnaufend, von den Fliegen und Mücken geplagt. Die Ladung für die Heimfahrt durfte nur klein

sein, denn man mußte jeweils den Weg selber dorthin wählen, wo es gerade am besten ging, — also bald dahin, bald dorthin.

Diese Arbeit wurde meistens im Herbst verrichtet, währenddem das Heu bis dann in den sogenannten Heuschobern garte und sich setzte. Die zwei bis drei Stunden lange Heimfahrt bildete für das Zugtier eine strenge Leistung, und die das Zugtier begleitenden Männer mußten immer auf der Hut sein, daß die Ladung nicht umkippte, denn der Heuschlitten hatte eine sehr schmale Spurweite. Und noch etwas. Unten an den Schlittenkufen waren dicke Holzleisten aus Legföhrenholz mit Holznägeln befestigt, und nach einer oder zwei Fahrten war dieser «Beschlag» durchgerieben, so daß wenigstens jeder zweite Tag der Schlitten neu «beschlagen» werden mußte. Dazu brauchte es gewisse spezielle Fachkenntnisse, die aber jeder Bauer in genügendem Maße besaß

Im Laufe der Zeit besannen sich aber die Leute eines Besseren, und man ging unter Opferung großer finanzieller Mittel der Gemeinden daran, nach den Maiensässen und Bergwiesen fahrbare, nach gewissen Normalien angelegte Straßen zu bauen. Die erste so entstandene Straße nach der «Val Nandrò» datiert bereits vom Jahre 1890, bald folgte die Straße nach der «Vall d'Err», dann nach der «Alp Faller», nach «Flix», «Prumastgel» und andere mehr, und heute bereitet das Abführen des Bergheues im Herbst dem Bauer keine Mühe mehr, sondern ist für denselben vielmehr eine Freude.

Und die Beleuchtung in unseren Dörfern! Wir erinnern uns, daß unsere liebe Mutter in der Küche noch das sogenannte Talglicht verwendete. Vielleicht weiß nicht jeder Leser, was das ist. Das Gestell selber war ein geschmiedeter Dreifuß an einer dünnen Eisenstange, die sich vom Dreifuß nach aufwärts richtete und oben zum Tragen gebogen war. Unten am Gestell war eine Doppelschale eingebaut, in welcher ein Docht aus Baumwolle gelegt wurde. Der Docht mußte zunächst gut gedreht und mit Fett reichlich begossen werden, dann wurde er in der Schale mit der breiten Seite nach unten plaziert, angezündet, und wurde von einem wackeren Stück ausgesottenem Nierenfett genährt. Drohte das Lichtein auszugehen, wurde das Stück Fett näher zum brennenden Docht hingeschoben, und dann belebte sich die Flamme wieder fröhlich. Diese Manipulation wiederholte sich während des Abends unendliche Male. Nicht daß diese Art Beleuchtung nur hätte dazu dienen müssen, um in der Küche nachzuschauen, ob der Kaffee oder die Suppe kochten, nein, nein, im Gegenteil, die Mutter drehte bei dieser Beleuchtung auch noch das Spinnrad in der Küche, oder lismete fleißig, — das fleißige Lismen war damals eine Notwendigkeit, denn in der Familie trug jedermann noch selbstgelismete Strümpfe aus der eigenen Schafwolle, und zwar nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen und Mädchen. Die «feinen» Damenstrümpfe,

in denen die Beine sogar mitten im Sommer fast erfrieren, hatten ihren Eingang in die Bauernfamilien unseres Tales damals noch nicht gefunden.

Unseres Erinnerns war von jeher in der Stube die Petrollampe in Gebrauch. Zunächst waren es Hängelampen, die an einem dicken Draht von der Decke herunterhingen —, aber auf dem Tische zeichnete sich vorwiegend der eigene Schatten der Lampe ab. Man stelle sich das vor. Diese Lampen wichen mit der Zeit den Tischlampen, und dies war einigermaßen ein Fortschritt für die Beleuchtung des Tisches selber, — aber der Wohnraum als solcher hatte dafür mehr Schatten als bei den Hängelampen. Man könnte also auch hier fast sagen: «Vom Regen in die Traufe.» Die Stube war der einzige Raum, den man überhaupt beleuchtete. In den Schlafzimmern kannte man die Beleuchtung nicht. Beim Schlafengehen und beim Aufstehen mußte man im Dunkeln herumtasten. So blieb es bis zur Einführung der elektrischen Beleuchtung im Jahre 1918. Als man daran ging die Vorbereitungen hiefür zu treffen, traf man bei älteren Leuten noch große Skepsis an, und auch unsere liebe Mutter sagte, solange sie noch ein Wort im Kapitel habe, komme diese Neuerung nicht ins Haus. Als sie dann bei fertiger Installation von ihrem Bette aus das Licht abdrehen und am Morgen beim Aufstehen ebenso anzünden konnte, wurde ihr erst die Wohltat dieser Neuerung zum Bewußtsein, und die liebe gute Mutter war nun überglücklich.

Die Einführung der elektrischen Beleuchtung brachte auch auf anderen Sektoren des Lebens einen wohltuenden Fortschritt. Nachdem man viele Jahrzehnte lang die Dreschmaschine unter unsagbaren Mühen von Hand getrieben hatte, wurde für den Betrieb derselben der elektrische Motor eingeführt, und was früher acht kräftige Männerarme zu leisten hatten, besorgte nun der Motor spielend. Von den früheren Unannehmlichkeiten der Drescharbeit blieb aber der gewaltige Staub, welcher Umstand nunmehr auch behoben ist, durch die Herrichtung moderner großer Dreschmaschinen mit Staubkaminen, die den Staub und die Spreue ins Freie hinaus befördern.

Das ist der Wandel der Zeit.